

sich von diversen Liebhabern aushalten ließ, wollte ich meinem Leben Sinn und Inhalt geben und wenn irgend möglich unabhängig sein. Und jetzt saß plötzlich einer der wenigen Politiker neben mir, die schon früh öffentlich den Kampf für das Frauenwahlrecht unterstützt hatten. Schlagartig war ich sehr nervös, aber auch hocheifrig.

Der Rest der Tischgesellschaft schwieg, doch das schien meinem Nachbarn nicht weiter aufzufallen, denn er räusperte sich vernehmlich und fuhr fort. »Ich will nicht hoffen, dass der Name Winston Churchill allein Sie jetzt vergrault. Ich weiß, dass ich dieser Tage in vielen Haushalten mehr oder weniger verhasst bin.«

Meine sonst so blassen Wangen flammten auf, allerdings nicht aufgrund seiner Worte, sondern weil ich fürchtete, in meiner Unkenntnis seiner Identität womöglich bereits einen Fauxpas begangen zu haben. *Hatte ich etwas Unangebrachtes gesagt?*, fragte ich mich und ging unser Gespräch blitzschnell noch einmal im Geiste durch. Nein, da war nichts. Kitty an meiner Stelle hätte diese Situation souverän und mit Humor gemeistert, sie hätte sich nicht so stockend und nervös wie ich verhalten.

Schließlich formulierte ich eine Entgegnung. »Nein, Sir, überhaupt nicht. Ihre Ansichten decken sich weitgehend mit meinen eigenen, und ich freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

»Aber Sie freuen sich nicht genug, um mir auch Ihren Namen zu verraten, will mir scheinen.«

Meine Wangen glühten. »Miss Clementine Hozier.«

»Das Vergnügen ist ganz meinerseits, Miss Hozier.«



Bei der Erinnerung an jenen Abend muss ich lächeln. Noch bevor ich Nellie antworten kann, platzt ihr Zwillingbruder, mein kleiner Bruder Bill, herein. Er ist bereits Offizier bei der Royal Navy, wirkt aber immer noch schlaksig wie ein Schuljunge. Er will gerade herzhaft in einen Apfel beißen, den er aber prompt fallen lässt, als er mich sieht. »Was zum Teufel machst du denn hier? Löst du jetzt etwa noch eine Verlobung auf?«

Ich springe auf und knuffe ihn in den Arm für seine Anspielung darauf, dass ich bisher nicht nur einem, sondern sogar bereits zwei Verlobten den Laufpass gegeben habe – Sidney Cornwallis Peel, Enkel des früheren Premierministers Sir Robert Peel, und Lionel Earle, beides Männer mit vornehmen Titeln oder in einflussreichen Positionen, an deren Seite mir ein Leben in finanzieller Sicherheit gewinkt hätte, aber auch ein Dasein mit reichlich Dekor und wenig Hoffnung auf Sinn und Inhalt. Zwar lehne ich die unkonventionelle Lebensweise meiner Mutter ab, aber ich brachte es auch nicht über

mich, mit einem dieser beiden ausgesuchten Gentleman nur deshalb die Ehe einzugehen, weil das den Konventionen entsprochen hätte. Schicklichkeit war ein äußerst verlockender Köder, aber mein Wunsch nach einem sinnhaften Leben, in dem auch Platz für Gefühle war (wage ich es wirklich, das zu denken?), wog schwerer.

Nellie, Bill und ich prusten los vor Lachen, und mir wird unfassbar leicht ums Herz. Das Gefühl der Isolation, das mir vergangene Nacht so auf der Seele gelastet hat, löst sich auf, und in der Gegenwart meiner Geschwister kommt mir der Gang zum Altar und damit der Schritt in mein neues Leben nicht mehr vor wie eine unüberwindliche Reise. Bis Mutter hereinkommt.

Zum ersten Mal, seit ich denken kann, verschlägt es ihr die Sprache. Zum ersten Mal schwingt sie keine voreingenommenen Reden über ihre Lieblingsthemen, schwadroniert sie nicht von öffentlicher Wiedergutmachung nach erfolgten Kränkungen, murmelt sie keine sehr leisen, aber doch hörbaren spitzen Kommentare über bourgeoise Bekanntschaften. Und ausgerechnet mir – dem Kind, das sie am wenigsten vorgezogen und am häufigsten ignoriert hat – ausgerechnet mir ist es gelungen, die sonst kein Blatt vor den Mund nehmende Lady Blanche Hozier sprachlos zu machen.

Nellie, ihr Liebling, springt für mich in die Bresche. »Clemmie ist nur ganz kurz auf eine Tasse Tee hier, Mama.«

Mutter richtet sich zu ihrer vollen Größe auf und findet ihre Stimme wieder. Schrill und spöttisch fragt sie: »Auf eine Tasse Tee? In aller Herrgottsfrühe? An ihrem Hochzeitstag?«

Niemand sagt etwas. Diese Art von Fragen verlangt nicht nach Antworten.

Die blonden Haare hängen ihr unfrisiert um das noch immer schöne Gesicht, während sie den Blick von einem zum anderen wandern lässt und eine weitere spitze Bemerkung als rhetorische Frage verkleidet: »Etwas Unschicklicheres ist euch wohl nicht eingefallen?«

Ich unterdrücke ein schnaubendes Lachen. Unsere unkonventionelle Mutter, die sich nie an die strengen Regeln der Gesellschaft, der Kirche oder der Familie gehalten hat, unterstellt ihren Kindern unschickliches Verhalten? Sie, die sich sowohl bezüglich der Ehe als auch der Kindererziehung schon lange über jegliche Traditionen hinwegsetzt, indem sie stets mehrere Liebschaften gleichzeitig unterhält und immer wieder durch lange Abwesenheiten glänzt? Uns, die wir uns an Konventionen klammern wie an ein Rettungsboot im wütenden Sturm, den unsere Mutter immer wieder verursacht?

Auf Nellies und Bills Gesicht beginnt sich genau die eingeschüchterte Miene abzuzeichnen, die ich so gut kenne, und ich rufe mir in Erinnerung, dass der heutige Tag von großer Bedeutung ist. Für mich, aber auch für unsere Familie. Und statt mich Mutters Ärger zu unterwerfen und zu versuchen, ihre schlechte Laune mit einem

reuevollen Blick zu lindern, reiße ich mich zusammen und reagiere amüsiert. Ich werde ihr die Stirn bieten, ich werde ihr zum ersten Mal zeigen, dass die Machtverhältnisse sich verschoben haben.

»Du wirst deiner Tochter doch wohl nicht missgönnen, dass sie am Morgen ihrer Hochzeit einen kurzen Ausflug zu ihrer Familie macht, Mama?«, sage ich lächelnd. Ich versuche zu klingen wie Großmutter, auch Lady Blanche genannt, die als eine Stanley of Alderley auf Airlie Castle wohnt und genau die Stärke und Durchsetzungsfähigkeit – und weibliche Bildung! – verkörpert, für die die Matriarchinnen des Stanley-Geschlechts bekannt sind. Man kann nicht behaupten, dass Mutter dem Beispiel jener Frauen folgen würde, so unorthodox, wie sie ihr Leben lebt. Nur in einem Punkt verhält sie sich absolut altmodisch, und das ist die Sache mit der weiblichen Bildung. Ich verstehe das nicht, aber ich vermute, es liegt daran, dass Mutter sich voll und ganz auf ihre Beziehungen zu Männern konzentriert, und die meisten dieser Männer halten nichts von Frauen mit Bildung.

Erst antwortet Mutter nicht, sie ist es nicht gewöhnt, Widerworte zu bekommen. Dann sagt sie sehr gekünstelt und bedacht: »Selbstverständlich nicht, Clementine. Aber ich werde veranlassen, dass in spätestens einer Stunde eine Kutsche kommt und dich zurück zu Lady St. Helier bringt, damit dir genügend Zeit für die Vorbereitungen bleibt. Schließlich werden über tausend Menschen zusehen, wenn du an St. Margaret's ankommst, um vor den Altar zu treten.«

3

*12. September 1908
London, England*

Ein Blick auf die Kaminuhr verrät mir, dass ich mich bereits seit einer Stunde in den fürsorglichen Händen von Lady St. Heliers Kammerzofe befinde. Während sie mein schweres kastanienbraunes Haar zu einer kunstvollen Tolle formt, betrachte ich mich selbst im Spiegel. Meine mandelförmigen Augen und das Profil, das oft als klassisch oder gut geschnitten bezeichnet wird – was immer das heißen mag – kommen mir so vor wie immer. Und doch ist heute alles anders.

Während der Minutenzeiger weiterwandert, geht mir durch den Kopf, dass viele meiner weiblichen Bekannten jeden Tag einen nicht unbeträchtlichen Teil ihrer Zeit mit ähnlichen Verrichtungen verbringen. Sie verschwenden Stunden damit, sich mehrmals täglich von ihren Dienstmädchen beim Umziehen und Frisieren helfen zu lassen, je nachdem zu welchem gesellschaftlichen Anlass sie sich als Nächstes begeben. Mutters einerseits ausschweifender und andererseits von Geiz geprägter Lebenswandel bedeutete für mich, dass ich immer dann, wenn ich eine Einladung bekam, die komplizierte Hochfrisuren und förmliche Garderobe erforderte, sämtliche Aufgaben einer Zofe selbst übernehmen musste. Was darauf hinauslief, dass ich in der Regel eine schlichte Kombination aus Rock und Bluse mit Kragen und Schleife sowie eine eher einfache Frisur trug. Eines weiß ich jetzt schon: Ganz gleich, wie viele Dienstmädchen ich mir in Zukunft als Mrs Winston Churchill werde leisten können – ich habe keine Lust, meine Zeit mit derartigen Belanglosigkeiten zu vergeuden.

Ein Sonnenstrahl fällt auf meinen Verlobungsring. Ich wackele mit den Fingern, fange das Licht ein, lasse es mit dem großen, von Diamanten eingefassten Rubin spielen und denke zurück an Winstons Heiratsantrag. Der Spiegel verrät mir, dass ich dabei lächele.



Das Frühjahr war dem Sommer gewichen, und an unserer Adresse in den Abingdon Villas erreichten mich immer häufiger Einladungen, Winston im Blenheim Palace zu

besuchen, einem der größten Schlösser Englands und das einzige, das sich, obschon es mit der Krone nichts zu tun hat, Palast nennt. Blenheim Palace gehört Winstons Vetter und gutem Freund, dem Neunten Herzog von Marlborough, der nach einem seiner weiteren Titel, nämlich Graf von Sunderland, »Sunny« genannt wurde, und Winston verbrachte einen Teil des Sommers dort. Anfangs lehnte ich die Einladungen ab, allerdings nicht, weil ich Winston nicht sehen wollte, sondern weil mir für einen solchen Rahmen schlicht die Garderobe fehlte.

Doch irgendwann konnte ich den Mann, für den ich ganz unerwartet eine gewisse Schwäche entwickelt hatte, nicht mehr abweisen. In zahlreichen Briefen und bei einigen Besuchen hatte Winston sich in den vergangenen vier Monaten als ganz vorzügliche Gesellschaft entpuppt, was so gar nicht dem Bild des kratzbürstigen Großmauls entsprach, das die Zeitungen von ihm zeichneten. Während ich mit meiner Mutter in Deutschland unterwegs war, um Nellie nach Hause zu holen, die dort wegen Tuberkulose in Kur gewesen war, schrieb Winston mir lange Briefe, in denen er dieselbe Begeisterung und denselben Idealismus in Sachen Politik, Geschichte und Kultur an den Tag legte, die auch ich in mir trug. Mit ihm hatte ich das Gefühl, mitten im Geschehen zu sein und ein unverzichtbares Zahnrad im Getriebe Englands.

Und noch etwas verband uns: Das Gefühl, in dieser Welt alleine zu sein. Wir hatten beide eher unkonventionelle, lieblose Mütter: Meine war eine unglückliche Union mit Colonel Henry Hozier eingegangen, hatte sich dann auf diverse vielleicht glücklichere Affären mit Männern eingelassen, die ihr vier Kinder bescherten, und es nach der Scheidung von Hozier den Hausangestellten überlassen, sich um diese Kinder zu kümmern. Winstons Mutter war die reiche, elegante amerikanische Erbin Lady Randolph Churchill, geborene Jennie Jerome, die, was die Anzahl ihrer Affären betraf, durchaus mit meiner Mutter konkurrieren konnte, und die die Erziehung ihrer beiden Söhne der heiß und innig geliebten Kinderfrau Everest überließ. Unsere Väter – wenn denn der frühere Ehemann meiner Mutter als mein Vater bezeichnet werden konnte, schließlich war sein Mitwirken an meinem Entstehen eher unsicher, und seit der Scheidung haben wir uns nur selten gesehen – spielten eine noch geringere Rolle als unsere Mütter. Lord Randolph hegte offenbar eine regelrechte Abneigung gegen seinen älteren Sohn Winston, er nutzte jede Minute ihrer ohnehin spärlichen gemeinsamen Zeit dazu, ihn zu kritisieren. Winston und ich waren beide mit einer großen Verunsicherung bezüglich unserer Stellung in der Gesellschaft und in puncto zwischenmenschliche Beziehungen aufgewachsen. Doch zu unserer großen Freude und Überraschung löste sich dieses unangenehme Gefühl in Luft auf, wenn wir zusammen waren.

Der Zug bewegte sich durch die sattgrüne Hügellandschaft Oxfordshires, und ich wurde immer nervöser, je näher wir dem Palast kamen, von dem es hieß, er sei eines der